

Über die Autorin:

Stephanie Cowell, die Tochter zweier Künstler, ist ausgebildete Koloratursopranistin und lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in New York. Nach ihrem Mozart-Roman *Welche Wonne, dich zu finden* legt sie mit *Die Frau im grünen Kleid* ihre zweite Künstler-Romanbiographie vor.

STEPHANIE COWELL

Die Frau im grünen Kleid

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Susanne Aeckerle

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
Claude & Camille. A Novel of Monet bei Crown Publishing,
a division of Random House, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2012
Knauer Taschenbuch

© 2010 Stephanie Cowell

© 2010 der deutschsprachige Ausgabe

Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer

GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Claude Monet /

Pushkin Museum, Moscow, Russia

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50554-0

5 7 8 6 4

*Wie immer für meinen Mann Russell
und meine Söhne James und Jesse*

Präludium

GIVERNY

Juli 1908

Die tiefstehende Sonne warf ihren Glanz auf die Kupfertöpfe an der Küchenwand. Der alte Maler trank seinen Wein und rauchte eine Zigarette, vor sich auf dem Tisch einen im Zorn zerknüllten Brief. Durch das offene Fenster hörte er das Summen der Insekten über einem der Blumenbeete und die Stimmen des Gärtners und seines Sohnes, die sich leise unterhielten, während sie ihren Schubkarren über die Wege des weitläufigen Gartens schoben.

Er hatte wieder seinen Seerosenteich malen wollen, doch nach dem Eintreffen des Briefes konnte er nicht mehr arbeiten. Selbst jetzt spürte er noch die bitteren Worte von der Tinte aufsteigen. »Warum schreiben Sie mir nach all diesen Jahren, Monet? Ich mache Sie nach wie vor für den Tod meiner Schwester Camille verantwortlich. Zwischen uns wird es nie zu einer Versöhnung kommen.«

Draußen neigte sich der Tag dem Ende entgegen, und es duftete süß nach Gräsern und Rosen. Der Maler trank seinen Wein aus, erhob sich plötzlich, glättete den Brief und steckte ihn in die Tasche. »Du törichte Frau«, murmelte er. »Du hast es nie begriffen.«

Mit gesenktem Kopf ging er die Treppe zum oberen Stockwerk unter dem schrägen Dach hinauf und den Flur entlang zu der verschlossenen Tür. In diesem kleinen Atelier hatte er für kurze Zeit gearbeitet, als er vor Jahren hier eingezogen war, und er

konnte sich nicht erinnern, wann er es zum letzten Mal betreten hatte.

Staub bedeckte die halb aufgebrauchten Farbtuben auf dem Tisch, Spachtel und Pinsel jeder Größe steckten in Gläsern. Aufgerollte Leinwand und Holz für Keilrahmen lehnten an der Wand. Hinter dem Tisch war eine zweite Tür, die in ein kleineres Zimmer mit einer weiteren Staffelei und einem mit blauem Samt bezogenen Lehnstuhl führte. Er ließ sich darauf nieder, legte die Hände auf die Knie und blickte sich um.

Dieses Zimmer war mit Bildern von Camille angefüllt.

Eines zeigte sie beim Sticken im Garten mit einem Kind zu ihren Füßen, ein weiteres lesend im Gras, den Rücken an einen Baum gelehnt, durch dessen Blätter die Sonne auf ihr helles Kleid fiel. Sie war so schwer zu fassen wie das Licht. Man versuchte es zu greifen, und es bewegte sich, man wollte die Arme darum schlingen und merkte, dass es verschwunden war.

Viele Jahre waren vergangen, seit er Camille in der Buchhandlung gefunden hatte. Er sah sich, wie er damals war, von recht passablem Äußeren, mit dunklem Bart, dunklen, funkelnden Augen, eine wenig prahlerisch – ein junger Mann, der nicht an allzu vielen Selbstzweifeln litt und trotzdem etwas schüchtern war. Die genauen Worte, die sie damals gewechselt hatten, waren ihm entfallen, und als er sich daran zu erinnern versuchte, verschwammen sie. Doch er erinnerte sich deutlich an den atemlosen Ton ihrer Stimme, die Anmut ihres Halses, die langen Finger und dass sie ein wenig gestottert hatte.

Da hing das erste Porträt, das er von ihr gemalt hatte, als sie gerade neunzehn war. Hoch aufgerichtet stand sie da, in dem grünen Promenadenkleid mit der langen Schleppe, den Blick über die Schulter gewandt, wunderschön, herablassend, so wie sie vor fast einem halben Jahrhundert auf ihn gewirkt hatte. Er erhob sich und berührte vorsichtig die Leinwand. Manchmal träumte er, Camille in den Armen zu halten, sich im Bett nur

umdrehen zu müssen, und sie wäre da. Aber sie war fort, und er war alt. Fast siebzig Jahre. Unter den Fingern spürte er nur kalte Farbe. »*Ma très chère ...*«

Dämmerung setzte ein und ließ die Bilder verschwimmen. Er tastete nach dem Brief in seiner Tasche. »Ich habe dich so geliebt«, sagte er. »Ich wollte nie, dass es so endet. Du warst dabei, als alles begann, du hast uns allen Mut gemacht. Diese Gärten in Giverny sind für dich, aber ich bin alt, und du wirst ewig jung sein und sie niemals sehen. Ich werde noch einmal an deine Schwester in ihrem Laden in Paris schreiben. Sie muss es begreifen, sie muss erfahren, wie es war.«

Draußen senkte sich das Zwielflicht über den Garten, und die Seerosen würden ihre Blüten für die Nacht schließen. Er wischte sich über die Augen und setzte sich für eine Weile wieder auf im Lehnstuhl, um sich zu beruhigen. Nach einem letzten Blick verließ er das Atelier und ging langsam die Treppe hinunter.

Teil eins



1857 – 1861



Ich habe so viel Feuer in mir und so viele Pläne. Immer will ich das Unmögliche. So sieht zum Beispiel Gras, das unter klarem Wasser wogt, wunderschön aus. Versucht man es jedoch zu malen, kann man dabei verrückt werden.

CLAUDE MONET

Das Wasser im Hafen von Le Havre änderte stündlich seine Farbe. Mal zeigte es ein leuchtendes Blaugrün, mal ein erschöpftes Grau und dann wieder ein mysteriöses, tintiges Schwarz. Schiffe knarrten an ihren Ankerketten, von großen englischen Handelsschiffen mit hohen Masten bis zu schäbigen kleinen Fischerbooten, sturmgeprüft und vollgestopft mit durchweichenden Netzen. Stets trug der Wind den Geruch von Salz und frisch gefangenen, glitschigen Fischen mit sich, die sich täglich über die nassen, rauhen Bohlen des Kais ergossen. Die Tauen hatten alle nur denkbaren Braunschattierungen. Der siebzehnjährige Claude Monet schlenderte in seinem dunklen Anzug und den gestärkten Spitzenmanschetten die Hauptstraße hinunter, das dichte Haar unter einer kecken Mütze verborgen, unter dem Arm eine Zeichenmappe. Beim Aufstoßen der knarrenden Tür des Ladens für Künstlerbedarf rief er: »*Bonjour, Monsieur.*«

Der alte Gravier humpelte aus dem von wenigen Öllampen erhellten Schatten hervor. »Da sind Sie ja!«, krächzte er. »Haben Sie mir mehr von Ihren Arbeiten zum Verkauf gebracht?«

Claude legte die Mappe auf den Ladentisch und holte seine neuen Karikaturen heraus, riesige Köpfe auf winzigen Strichmännchenkörpern im beliebten Pariser Stil.

Der alte Mann gluckste, wobei seine abgebrochenen, tabakfleckigen Zähne zum Vorschein kamen. »Sie sind doch ein echter Filou!«, lispelte er. »Ja, dafür werden die Leute gutes Geld bezahlen. Jeden Tag kommen neue Aufträge für Sie herein. Können Sie gleich morgen früh zu dieser Adresse gehen? Der Herr, der dort wohnt, ist ganz erpicht auf eine Karikatur von sich. Er ist der Vater von Ihrem Freund Marc aus dem Lyzeum, das heute ja wohl noch nicht den Unterricht beendet hat, oder?«

»Hat es nicht?«, erwiderte Claude leichthin und nahm die Adresse, ohne weiter auf die hintergründige Frage einzugehen. Er wandte sich ab, schaute aus dem Fenster und die Straße hinunter, wo die Schiffe im Wasser dümpelten und die Masten hin und her schwankten. Jemand kam am Laden vorbei und durch die Tür herein. Wer mag das sein?, fragte sich Claude. Ach, nicht weiter wichtig. Ist ja nur Eugène Boudin, einer dieser einheimischen Maler, der die Gegend mit einer Staffelei auf der Schulter durchstreifte, stets in denselben Kleidern und mit einem formlosen braunen Hut auf dem Kopf. Er war etwa vierzig, und Freunde behaupteten, wenn er malte, könne man einen Feuerwerkskörper neben ihm hochgehen lassen, ohne dass er auch nur Notiz davon nahm.

Während Boudin durch den Laden ging und ihnen dabei freundlich zunickte, entstand durch die sich schließende Tür ein leichter Luftzug, der ein paar Zeichnungen aus Claudes Mappe anhob. Der junge Mann ging hastig in die Knie, um sie aufzufangen.

»*Bonjour*, Monet«, sagte Boudin. »Erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen.« Er bückte sich ebenfalls, hob ein Blatt auf, das gegen

den Ladentisch geweht war, und warf einen Blick darauf. Er strich sich über den Bart und sah sich die Pastellzeichnungen einiger Boote genauer an. »Was haben wir denn da?«, fragte er überrascht. »Ist die von *Ihnen*?«

»Ist sie. *Merci!*«, erwiderte Claude steif und streckte die Hand aus.

»Aber die ist wirklich gut. Ich wusste nicht, dass Sie ernsthaft zeichnen.«

»Oh, ich zeichne nicht ernsthaft«, antwortete Claude, während er die Skizze verstaute. »Das mache ich nur zu meiner Unterhaltung zwischen meiner wirklichen Arbeit.«

»Ihrer wirklichen Arbeit?«

»Ja. Ich beabsichtige, der berühmteste Karikaturist Frankreichs zu werden.«

Boudin begann in einem großen Kasten mit Ölfarben zu kramen, die Gravier ihm gebracht hatte. Mit nachdenklichem Gesicht wog er einige Tuben in der Hand. Dann blickte er zu Claude auf und fragte: »Das befriedigt Sie also, ja? Aber hören Sie, haben Sie denn noch nie in Öl gemalt oder es mit Landschaftsbildern versucht?«

Claude spürte, dass sowohl der Künstler als auch der Ladenbesitzer auf seine Antwort warteten. Er zuckte die Schultern. »Landschaften, Monsieur, so wie Sie es machen? Bei jedem Wetter draußen zu stehen, um zu malen? Das interessiert mich nicht.«

Boudin schüttelte den Kopf. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte er. »Versuchen Sie es nur ein einziges Mal, und Sie könnten Ihre Meinung ändern. Ich werde morgen bei Tagesanbruch malen und lade Sie ein, mit mir zu kommen. Eine zusätzliche Staffelei, Farben und Pinsel bringe ich mit. Wir treffen uns um fünf Uhr hier vor dem Laden.«

»Um diese Uhrzeit irgendwo hinzugehen ist unvernünftig, Monsieur.«

»Völlig unvernünftig.« Liebevoll berührte Boudin die ausgewählten Farbtuben und legte das Geld auf den Ladentisch. »Betrachten Sie es als eine Herausforderung, wenn Sie wollen.«

»Nun denn, Monsieur«, erwiderte Claude ruhig. »Fünf Uhr morgens, wie Sie sagten. Ich schätze, so schwer wird das nicht sein.«

Rasch entfernte sich Claude vom Laden und blickte zum Kai hinunter, wo sich das Geschäft seines Vaters befand. Um nichts in der Welt würde er in dessen Fußstapfen treten. Zwischen ihnen stand es nicht gut.

Das war nicht immer so gewesen. Als Claude jünger war, hatte er seinen Vater bewundert und war gerne zu dem Geschäft für Schiffsausrüstungen hinuntergelaufen, hatte seine Freude gehabt an dem kristallinen Tintenfass, den Federhaltern, den spröden Taumustern, die an Nägeln hingen, den Blechbüchsen mit Schiffszwieback. Er kam nach der Schule, kletterte auf den Schoß seines Vaters und wurde schließlich zum Konditor geschickt, um Gebäck mit Haselnusscreme zu holen, das am Schreibtisch zwischen den Rechnungsbüchern verzehrt wurde. Dann kamen die unwirschen Auseinandersetzungen der letzten paar Jahre, Claudes Sarkasmus und die schlechten Schulnoten, die erbitterten Konfrontationen. Außerdem war da noch sein vorbildlicher älterer Bruder Léon, der sich (laut seinem Vater) so entwickelte, wie ein Mann es sollte.

So vieles hatte sich seit jenen frühen Jahren verändert. Damals hatten sein Vater und seine Mutter noch das Schlafzimmer geteilt, doch seit zwei oder drei Jahren schliefen sie getrennt. Claude kannte den Grund. Er krümmte die Schultern, während er den Hügel zu ihrem Haus im Stadtteil Ingouville oberhalb des Hafens hinaufging, vor Zorn schwerer atmete und seine Mappe wie zur Verteidigung an sich drückte. Seine Mutter war feinfühlig, liebevoll und zu freundlich für diese Welt. Sie hät-

te nie die Frau eines Ladenbesitzers werden dürfen, sondern die eines bedeutenden Mannes, der ihre Liebe zur Kunst und ihre Gabe der Einfühlsamkeit zu schätzen gewusst hätte. Sie war zärtlich und warmherzig und hieß alle bei sich willkommen, von ihrem Freundeskreis bis hin zu den Bettlern an der Hintertür.

Während er sich dem großen Haus näherte und durch den Rosengarten seiner Mutter ging, überlegte er, wie sich der vor ihm liegende Abend am besten bewältigen ließe. Gäste würden heute zu der monatlichen musikalischen Soiree kommen. Wenn er erst bei ihrem Eintreffen herunterkam und nach oben flüchtete, bevor sie gingen, könnte er das missliche Problem umgehen, mit seinem Vater oder seinem frisch verheirateten Bruder sprechen zu müssen.

Seine wohlgeformte junge Cousine würde ebenfalls anwesend sein, was den Abend vermutlich erträglich machen würde.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte Claude die Treppe hinauf und schloss seine Zimmertür hinter sich. Seit sein Bruder ausgezogen war, gehörte ihm das Zimmer allein und diente ihm mit dem schmalen Bett, dem Waschtisch und den zerlesenen Ausgaben von Romanen, Gedichten und Theaterstücken, die sich im Regal und auf dem Boden stapelten, als Refugium. Er hatte auch einige seiner Karikaturen an der Wand befestigt, neben ausgerissenen Zeitschriftenseiten mit Frauen in der neuesten Pariser Haute Couture – weite Krinolinen und reich verzierte, seidene Abendkleider. Auf dem kleinen Schreibtisch warteten seine Schulbücher auf ihn, und er schleuderte sie mit plötzlichem Abscheu unter das Bett. Warum hatte der alte Gravier ihm diese blöde Frage gestellt? Er verbannte sie aus seinen Gedanken als nicht wert, weiter bedacht zu werden, warf sich auf das Bett und schlug einen seiner Lieblingsromane auf.

Stunden später, als es dunkel wurde und die Uhr unten melancholisch acht Mal zur vollen Stunde schlug, hörte er die Stim-

men der Gäste, die zur musikalischen Soiree eintrafen, zog seinen Abendanzug und das Hemd mit den Spitzenmanschetten an und schlenderte nach unten in den Salon. Gaslicht beleuchtete die bestickten Stuhlbezüge, die Seidentapete und das gute französische Piano. Auch der großzügige Weinvorrat entging ihm nicht.

Adolphe Monet stand neben einem ovalen Porträt seiner Mutter, die Füße leicht nach außen gestellt, während sein Blick umherschoss, als suche er jemanden, dem er seine Arbeit erklären konnte. Sein Bedürfnis, alle wissen zu lassen, wie gut er für seine Familie sorgte, hatte etwas irritierend Demütiges. Neben ihm stand Claudes älterer Bruder Léon, dessen Schultern sich bereits leicht vorwölbten, zusammen mit seiner bleichen, langweiligen neuen Gattin.

Claude runzelte die Stirn. Ich werde auf der anderen Seite des Zimmers bleiben, dachte er, und hinausschlüpfen, wenn er in meine Nähe kommt. Rasch trank er ein ganzes Glas Wein, um sich zu wappnen.

Mehr als ein Dutzend Gäste waren gekommen, einschließlich seiner fünfzehnjährigen Cousine Marguerite in einem langen, mattrosa Kleid, ihr flachsfarbenes Haar in Locken, der breite Mund für ihn zu einem Lächeln verzogen. Stets forderte sie ihn mit ihren blauen Augen heraus. Er setzte sich neben sie auf das Sofa und haschte nach ihren Fingern. »Der Preis für Takelage ...«, sagte sein Vater.

Takelage, um sich daran zu erhängen, dachte Claude, seine Hand jetzt mit der schmäleren, feuchten des Mädchens verschränkt.

Claudes Mutter glättete ihre Röcke und setzte sich an das Piano. Sie begann zu singen, und ihre ältere verwitwete Schwester, Claudes Tante Lecadre, trat näher, um mit ihrem leisen Alt die zweite Stimme zu übernehmen. »Sing mit mir, Claude«, rief Madame Monet, und Claude ließ mit einem letzten Drücken

die Hand seiner Cousine los, sprang auf und verbeugte sich auf übertriebene Weise zum allgemeinen Applaus im Raum. Er zog sich einen Stuhl zum Piano. Unter all den Gästen spürte er, wie sein Vater ihn beim Singen beobachtete. *À la claire fontaine, m'en allant promener ... Il y a longtemps que je t'aime.* Beim klaren Brunnen ging ich spazieren ... ich liebe dich seit langer Zeit.

Er hatte bereits zu viel Wein getrunken. Sein jugendlicher Bariton schwankte. Weitere Gäste waren eingetreten, und hinter ihnen sein Lateinlehrer aus dem Lyzeum. Wer hatte den denn eingeladen? Claude stand auf und ging zu einem Beistelltisch, an dem er sich einen Cognac einschenkte. Dann kehrte er zum Sofa zurück und sank mit gerunzelter Stirn wieder neben das Mädchen. Der Raum war plötzlich stickig, und Claude öffnete seinen obersten Hemdknopf.

Marguerite kicherte. »Du bist betrunken.«

»Ich brauche Luft. Komm mit.« Er erhob sich, zog sie durch das Zimmer und nach draußen in den mittlerweile dunklen Rosengarten. Er drängte sie zum Schuppen, küsste sie auf den Mund und tastete nach ihren kleinen Brüsten unter dem Fischbein ihres Korsetts. Aus dem Fenster wehten Gesang und Gelächter. »Oh, lass das, Claude! *Non, s'il te plaît!*« Sie kicherte, als er sie gegen die Schuppenwand drückte.

Sein Vater war auf den Stufen vor dem Haus aufgetaucht, eine Laterne in der Hand, deren Licht hier und da über die Blumenstrich, bis es die Wand des Schuppens erreichte. »Hier bist du also!«, zischte Adolphe Monet verärgert. »Was zum Teufel treibst du da? Ich habe gerade erfahren, dass du im vergangenen Monat nur ein paar Mal in der Schule warst und dieses Jahr wahrscheinlich durchfallen wirst. Und du, junge Dame!« Er packte Claudes Arm, und das Mädchen floh.

Wütend schüttelte Claude seinen Vater ab. »Ich mache, was ich will!«, schrie er. »Nur damit ich ja nicht wie du werde! Ich weiß von deiner Mätresse und was das meiner Mutter angetan hat!«

Ihre Stimmen erhoben sich über die Musik. Claude wich dem Schlag seines Vaters aus, rannte die Stufen ins Haus hinauf, an den Gästen vorbei und in sein Zimmer. Dort leerte er die Geldkassette aus, die auf seinem Schreibtisch stand, und die Münzen rollten und purzelten auf den Boden. Er würde reich werden, seine Mutter von hier fortbringen, und sie würden zusammenleben und glücklich sein. Er spürte die Lippen des Mädchens auf den seinen, den Geruch der Blumen, war wütend und voller Verlangen und übergab sich dann heftig von dem Cognac.

Kurz vor der Morgendämmerung, dieser Zeit, in der man sein Kissen umarmen und noch Stunden weiterschlafen sollte, wurde er wach. Neben dem ersten Vogelgezwitscher vernahm er das Geräusch hartnäckigen Klopfens. Er vergrub den Kopf im Kissen, obwohl die Haushälterin Hannah vor der Tür seinen Namen rief. »Sie haben mich gebeten, Sie zu wecken, Monsieur Claude! Sie wollten mit diesem Maler losziehen. Ihr Vater schläft noch.«

Claude fiel die Auseinandersetzung des gestrigen Abends im Garten wieder ein. Ihm war überhaupt nicht danach zumute, heute ein dämliches Landschaftsbild zu malen. Trotzdem warf er sich rasch etwas Abgetragenes über und ging mit baumelnder Laterne den Hügel hinunter.

Im Laternenlicht tauchten der geschlossene Laden und eine dunkle Gestalt davor auf: Boudin, und neben ihm ein Schubkarren mit zwei Staffeleien. Ich werde ihm sagen, dass ich nicht interessiert bin, und dann wieder ins Bett gehen, beschloss Claude.

Beim Näherkommen wurden Boudins Gesichtszüge deutlicher. »Verschlafen?«, fragte der Maler. »Ein Landschaftsmaler steht vor dem Morgengrauen auf. Ist alles in Ordnung?«

Ach, zum Teufel!, dachte Claude und erwiderte: »Ja, wieso nicht? Hab gestern Abend nur ein bisschen zu viel Wein getrunken. Also dann, gehen wir!«